



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Louis Philipp und Talleyrand : (Aus dem unter der befindlichen dritten
Theil von Birch´s Louis Philipp).

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Louis Philipp und Talleyrand.

(Aus dem unter der Presse befindlichen dritten Theil von Birch's Louis Philipp.)

Niemand in Frankreich ließ sich von jeher weniger von den symptomatischen Erscheinungen täuschen und hatte eine richtigere Diagnose für die inneren Zustände, die zum Durchbruch kommen wollten, als Louis Philipp. Um nicht genöthigt zu werden, seinen Plan zu ändern, durfte Ludwig Philipp nur Jedem den seinen verfolgen lassen, jedoch so, daß er nur dahin gelangte, die Eifersucht des Andern rege zu machen; so daß sie sich gegenseitig aus dem Wege räumten und dieser offen blieb für den stets fertigen Entschluß des Königs, dessen Stärke war, daß er die Schwächen Aller genau kannte; jeder Feldherr, der lange Krieg führte, mußte die Fehler des Gegners für seinen Sieg ausbeuten, aber auch verstehen, sie mit Energie zu benutzen. Aber Frankreich, seine Wohlfahrt, das Glück des Volks, seine Entwicklung, seine Zukunft? Wer möchte behaupten wollen oder dürfen, daß unter denen, die dem Könige widerstrebten, nicht auch Manche in der redlichen Ueberzeugung handelten, das wahre Wohl ihrer Nation zu fördern? Glücklicherweise ist Niemand von ihnen in den Fall gekommen, auf die thatsächlichen Ergebnisse seines Systems hinweisen zu können, und das des Königs hat nun schon in das zweite Jahrzehent hinein Frankreich geordnet, mächtig, geachtet erhalten, ohne daß irgend ein Weg versandet wurde, den es für eine heilsame Entwicklung der Zukunft wählen möchte, wenn diese nicht mit der usurpatorischen Forderung der Alleinherrschaft auftritt. Die große gesellschaftliche Frage, die, von den Ueberforderungen eines misleiteten Proletariats entkleidet, noch immer einen heiligen Anspruch auf die höchste Beachtung in der Brust eines jeden recht denkenden Mannes hat, ist nicht bloß die Frankreichs, sondern die der ganzen Welt, und Ludwig Philipp kennt ihre volle Bedeutung; er hat sie verfolgt von dem blutigen

Nichtplage Babeufs im vorigen Jahrhundert bis zu der Mißgestalt, in welcher sie jetzt wieder sich heraufwühlen will; er hat Blut und Gut gegen ihre Zerstörungswuth eingesetzt; er hat sie gesehen und erkannt, als man seine Warnung für ein Hirngespinnst erklärte, sie verdächtigte als eine List, um der kleinbürgerlichen Beschränktheit Angst einzujagen. Hat etwa Jemand eine fertige Vorschrift, wie eine unzweifelhafte Erledigung herbeigeführt werden könne, ohne die Nerven unseres gesellschaftlichen Verbandes zu zerreißen? Und haben die Parteien, die sich dem König entgegenstellen, dafür etwas Anderes als Zugeständnisse, die den lästigen Mahner nur kühner machen, ohne ihn zufrieden zu stellen; wie erweiterte oder gar unbedingte Wahlberechtigung, Zerbrechung der Einheit Frankreichs durch einen Föderalismus der Provinzen, Beschränkung der Gewerbefreiheit durch eine Begrenzung, gegenüber welcher der Zunftzwang goldene Freiheit ist, eine Organisation der Arbeit, die, wie sie bis jetzt vorgebracht wurde, immer noch nicht mehr ist, als ein socialistischer, wenn auch wohlgemeinter Traum — oder — und das ist die geheime Hoffnung bei allen diesen Vorschlägen — Ableitung nach Außen durch Ueberfluthung Europas in einem Kriege, der für Grenzen begänne, um grenzenlos zu werden? Und ist in allen diesen Anschlägen etwas Anderes gewiß, als der Ruin des Bestehenden? In Auffassung der wahren Factoren der europäischen Gesellschaft, in Voraussicht dessen, was das geistige Auge aus künftigen Gestaltungen zu erkennen vermag, steht der König Keinem nach. Oder wo ist der Staatsmann, dessen durch Thaten erprobter Einsicht er sich nicht ebenbürtig bewiesen hätte? Aber er ahmt nicht denen nach, die sich Propheten einer neuen Zeit nennen, die sie bereiten wollen, indem sie das leichte Werk des Zerstörers übernehmen und den Nachkommen überweisen, den Schutt ihrer hinterlassenen Ruinen hinwegzuräumen, um nach Belieben zu bauen. Ludwig Philipp ist ein zu erfahrener Schiffer auf dem politischen Ocean, um auf ruhige See zu rechnen; er hat schlimme Stürme bestanden und kennt die Tücke der Elemente; aber wenn der Seemann dem Unwetter nicht vorbeugen kann, so thut er, was er vermag, er rüstet sein Schiff mit Umsicht, macht es stark und biegsam, daß es widerstehen und nachgeben kann, waffnet sein Auge und schärft seinen Sinn, um die Richtung einhalten zu können, wenn auch die Wogen schäumend im wilden Gewirre sich erheben. Der König

weiß, daß, was auch kommen mag, ein wohl gefügter Staatsbau und eine starke Regierung die einzige Gewährleistung darbieten, um der Zukunft entgegen gehen zu können, und daß eine Regierung nicht stark ist, wenn sie nur als die gekrönte Spitze einer Partei dasteht; und da er nicht nach starren Grundsätzen verfährt und nicht sein Glück auf Eine Karte setzt, so vermag er jeder Combination eine Lösung abzugewinnen, ohne in ihr aufzugehen; und man sieht ihn nie ermüdet, noch entmüthigt. Herr von Lamartine äußerte in einer Rede gegen die Rentenummwandlung, welche bald darauf zur Erörterung kam, Folgendes: „Wenn es einen Staatsmann gibt, der kühn genug wäre, bei der provisorischen Lage der Dinge die Ruhe von Europa auf sechs Monate zu verbürgen, so möge er aufstehen: die Regierung gebührt ihm durch das Recht des Muthes, er ist weiser, als das Geschick und kühner als die Vorsehung.“ Ohne von dem dichterischen Schwung der letzten Worte des ehrenwerthen Abgeordneten von Macon eine wörtliche Anwendung machen zu wollen, bemerken wir doch, daß, wenn der Staatsmann, dem er so Großes einräumen wollte, damals in der Kammer nicht gefunden wurde, so hat Ludwig Philipp seit der Zeit nicht sechs Monate, sondern sechs Jahre die Ruhe Frankreichs, und man kann wohl sagen, größtentheils durch seinen Einfluß die Europas erhalten. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß, wenn der König das Programm angenommen hätte, welches das *compte rendu* angeboten, das Herr von Lamartine voriges Jahr wieder herausgegeben und der Verfasser von *Lucretia* in Verse gebracht hat, die Ruhe in Frankreich und in Europa nicht viel über sechs Monate gedauert haben würde. Die Coalition vermochte damals auch nicht, sich dem König aufzunöthigen, obwohl sie ihr Möglichstes that. Später sehen wir mehrere von den Männern, die damals eifrig gegen die königliche Prærogative auftraten, mit dem König eng verbunden. Der König mußte Minister suchen, wo sie zu finden waren, und sie hatten an Talent und Tüchtigkeit nicht verloren, weil sie von ihm eine gute Lehre bekommen.

* * *

An Talleyrand verlor Ludwig Philipp einen Rathgeber, dessen Einsicht er ganz zu nützen wußte. Fürst Talleyrand starb am 17. Mai 1838, vierundachtzig Jahre alt. Wenige Tage vorher war der

Fürst ausgefahren, aber Paris war weniger erstaunt, den Tod des hochbetagten Mannes zu erfahren, als die Nachricht, daß der ehemalige Bischof von Autun, der eine constitutionelle Messe auf dem Marsfelde gelesen, Minister der Republik, des Kaiserthums, und Oberstkammerherr der Restauration gewesen war, mit der Kirche versöhnt und mit ihren Gnadenmitteln in der letzten Delung versehen, starb. Die Kirche ist nicht unverföhnlich und gewährt der vollen Reue volle Vergebung, auch mußte ihr an der Bekehrung eines so weltberühmten Abtrünnigen besonders gelegen sein; allerdings wußte man, daß der Fürst in der letzten Zeit sich seinem Seelenheile zugewendet hatte, aber man wunderte sich, daß er durchgedrungen war bis zur vollen Hingebung in das, was die Kirche nothwendig von ihm hatte fordern müssen. Er hatte sich übrigens auch nicht mit dem entscheidenden Schritte übereilt, sondern erst am Morgen seines Todestages die Schriften unterzeichnet, welche die Kirche vollständig befriedigten. Als man am Tage vorher in ihn drang, es zu thun, verschob er es bis den folgenden Tag mit den Worten: „Ich habe mich mein Leben lang nicht übereilt und bin doch immer zur rechten Zeit gekommen.“ Der alte Diplomat war auch in diesem letzten Schritte geleitet worden von dem feinen Takt, mit dem er sich durch alle Windungen eines langen und oft tückisch genug gewürfelten Lebens herausgeföhlt hatte. Er wollte mit der Kirche versöhnt sterben, weil das die Welt Nichts anging, aber er wollte nicht ungeschicklicherweise als ein durch den Widerruf seines ganzen Lebens Begnadigter lebendig in der Welt auftreten. Darum fragte er seine Aerzte: „Kann ich davon kommen?“ und vernahm mit vollkommener Gelassenheit ihre Aufforderung, alle seine Geschäfte zu beenden, um sich fortan nur zu beschäftigen mit seiner Gesundheit — das heißt mit dem Tode, wie Talleyrand sehr gut wußte, der sich auch von der Diplomatie der Aerzte nicht täuschen ließ. Auch dann behielt er Geistesgegenwart und Willenskraft genug, um sich nicht voreilig seinem Beichtwater zu übergeben, dem Generalvikar Abbé Dupanloup, der nach dem Urtheilspruch der Aerzte vollen Anspruch an ihn zu haben glaubte. Erst am folgenden Morgen unterschrieb er die Urkunden, in denen er sich selbst der Kirche unterwarf, und damit seinen eigenen Todesschein mit vollen Schriftzügen und voller Fassung, wie er denn bis zum letzten Augenblick das Bewußtsein behielt. Er

spielte Schach mit dem Tode und ließ die Kirche warten, bis er sich überzeugt hatte, daß ihm kein Zug mehr übrig blieb. Er schloß das letzte Geschäft vorsichtig ab; man muß gestehen, daß in diesem Benehmen Muth und Würde war. Talleyrand's angeborener Scharfblick, der ihn den Leitfaden finden ließ in den Kern der verschlossenen Charaktere wie der verwickeltesten Zustände, war von der reichhaltigsten Erfahrung ausgebildet und geübt worden, denn er war als Staatsmann thätig gewesen unter fast allen Regierungsformen. So hatte sich dieses merkwürdige Situirungstalent entwickelt, das haarscharf unterschied zwischen Schein und Sein, jedes Verhältniß, wie sehr auch seine Elemente sich vermengt hatten, chemisch zersetzte und in dem Calcul ihres ferneren Zusammenstehens, so wie einer bevorstehenden Auscheidung, fast einer Sehergabe gleich kam. Er hatte sich nur selten geirrt, weil er nie darauf ausging, sich selbst zu täuschen, und er täuschte auch nur in so fern Andere, daß er, mehr aus Indolenz, als in trügerischer Absicht, ihnen den Schlüssel seines Verständnisses nicht gab, sondern ihnen überließ, ihn selbst zu finden. Er hatte, zählte man, dreizehn große feierliche Eide gebrochen, aber er hatte sich nicht verpflichtet halten können, still zu stehen, wenn Alles um ihn her sich bewegte, und er konnte die Treue nicht begreifen, die aus dem Beharren bei einer Unmöglichkeit eine Tugend machte. Er brachte dem Wiener Congreß das Princip der Legitimität, weil ihm nichts Anderes geblieben war, denn das Frankreich, das er vertreten sollte, hatte damals keine Soldaten und keine politische Macht, und da er nicht mit leeren Händen kommen konnte, so rief er den Diplomaten zu: je vous apporte un principe und warf das in die Waagschale, wie Alexander sein Schwert. Er hatte allerdings das göttliche Recht angerufen, aber in der Zuversicht, daß man es menschlich möglich machen würde, und als man das nicht mehr wollte, und er nicht auswandern wollte mit denen, die sein Princip verkehrt angewendet hatten, so mußte er darin eine Inconsequenz erblicken, der verkehrten Anwendung treu bleiben zu sollen. Talleyrand hat im Grunde Niemand verrathen, der sich nicht schon selbst verrathen hatte, und er hat immer richtigen Rath erteilt, wenn man ihn verstehen und nützen wollte; ja er hat sogar stillschweigend gewarnt, indem er sich zurückzog und auf die kommende Katastrophe hinwies. Aber das ist nicht zu läugnen, so klar, deut-

lich und bestimmt er jedes besondere Geschäft behandelte, das unter seiner Leitung stand, so war es eben nicht leicht, seine Rathschläge im Ganzen aufzufassen und richtig anzuwenden. Er war ein abge- sagter Feind der unnöthigen Rede, belehrte nicht in weittläufiger Auseinandersetzung und hielt nicht Einwendungen Stand; er sprach in Epigrammen und überließ dem Zuhörer die Deutung und Anwendung ohne besonderen Eifer dafür, ob seine Rathschläge befolgt würden oder nicht; aus Indolenz, und wenn man will, aus Egoismus, denn er behielt sich immer vor, wenn er Andere nicht retten konnte, nicht mit ihnen zu Grunde zu gehen, sondern sich selbst zu retten. Ludwig Philipp verstand vollkommen Talleyrand's scharfsinnige Phe- nomenologie, wußte, was von seinen Wahrnehmungen zu brauchen war, was nicht. Der König hatte 1830 sogleich erkannt, daß Tal- leyrand der wahre Dollmetscher seiner eigentlichen Absichten bei der europäischen Diplomatie sein werde, daß er sich ganz auf seine Vor- sicht und Feinheit verlassen könne. Des Fürsten Sendung nach Lon- don galt nicht bloß dem Cabinet von St. James, sondern der gan- zen europäischen Diplomatie, die auch zum öftersten in London das rechte Verständniß bekam von dem, was die Depeschen des Mini- steriums in Paris anders ausdrücken mußten. Hier leistete er die wichtigsten Dienste, und er blieb auch bis zuletzt der wichtigste Mann in dem vertrauten politischen Rathe des Königs, zu dem Sebastiani, Pasquier, Molé, Decazes gehörten. Daher auch verdiensterweise das große Ansehen Talleyrand's in der königlichen Familie. Sein Besuch war in den Tuilleries stets willkommen, und er kam auch dann, als sein hohes Alter ihm nicht gestattete, die Treppe hinaufzugehen, und er in einem Sessel hinaufgetragen werden mußte. Der König hatte sich ihm dankbar erwiesen; man versicherte, daß er sein Gehalt als Oberstkammerherr unter der Restauration von 100,000 Franken von der Civilliste fortbezog; an Ehren und Würden hatte er schon längst Alles erreicht, was einem Privatmanne ertheilt werden konnte. Lud- wig Philipp fügte noch die Ehre seines persönlichen Besuches bei dem sterbenden Diplomaten hinzu. Als der König an Talleyrand's Sterbebett trat, hatte der Fürst schon die Sprache verloren, die er so sehr in seiner Macht gehabt und nie mißbraucht hatte. Bei dem feier- lichen Leichenbegängnisse erschien die Livrée des Königs und eine Reihe von königlichen Hofwagen. Viele glaubten, daß die Idee,

seiner Bestattung könnten die üblichen kirchlichen Ehren vorenthalten werden, einen Einfluß geübt hätte auf den Entschluß Talleyrand's, sich mit der Kirche zu versöhnen. Gewiß ist nur, daß er früher, ehe Schritte zu dem Ende eingeleitet wurden, angeordnet hatte, daß, im Falle er in Paris stürbe, seine Leiche nach seiner Herrschaft Valencay gebracht werden solle, wo er mit dem Kaplan seines Schlosses in geistlichem Zuspruch war, und von dem er keine Weigerung des kirchlichen Beistandes erwartete. Die Gazette sagte, Talleyrand sei der Mechaniker des Systems der Juliregierung gewesen, und nach seinem Tode werde das Werk stocken; ihre Hoffnungen und manche andere wurden sehr getäuscht. Wie verdienstlich und dankenswerth der Erzbischof von Paris, Herr von Duelen, die Bekehrung des Fürsten erachtete, kann man daraus ermessen, daß er, einem Gelübde zufolge, einen Denkstein dafür errichtete. Zu La Délivrante im Calvados sieht man das Standbild der Mutter Gottes auf einer Weltkugel. Auf der Kugel steht: *Inveni ovem meam, quae perierat.* Auf dem Fußgestell liest man folgende Inschrift: *Pro salute aeterna principis de Talleyrand, ad reconciliationem rite admissi ac perseverantibus poenitentiae signis defuncti.* So starb der Fürst im Schooße der Kirche, wie er im Schooße des Glücks gelebt hatte; er war in der That auch im Tode nicht zu spät gekommen.